

Gesegnet und verwundet

Predigt zu Gen 32, 23–32

Thomas Meurer, Münster-Nienberge

Seitdem ich es für mich entdeckt habe, läßt es mich nicht mehr los: ein kleines Gedicht von *Gottfried Benn*, gerade zwei Strophen, bestehend aus vier vollständigen Sätzen, so klein, daß man es leicht übersehen kann im Gesamtwerk eines Dichters:¹

Ich trage dich wie eine Wunde
auf meiner Stirn, die sich nicht schließt.
Sie schmerzt nicht immer. Und es fließt
das Herz sich nicht draus tot.
Nur manchmal plötzlich bin ich blind und spüre
Blut im Munde.

Wunden, die sich nicht schließen, deuten darauf hin, daß mehr verletzt ist als nur die Haut, daß der gesamte Organismus nicht mehr fähig ist, gegen die Verwundung Kräfte der Heilung zu mobilisieren. Wunden, die sich nicht schließen, stellen ein ständiges Infektionsrisiko dar, erfordern täglich einen neuen Verband und neue Desinfektion. Wer solch eine Wunde trägt, muß sich in acht nehmen, ist permanent anfällig. Zur notwendigen Vorsicht tritt an manchen Tagen der Schmerz. Es ist keine spektakuläre Verletzung, um die es hier geht, es ist eine Wunde, mit der sich der Verwundete im Laufe der Jahre arrangiert hat: „sie schmerzt nicht immer. Und es fließt / das Herz sich nicht draus tot.“ Aber solche Wunden sind unberechenbar: es genügt ein Augenblick und plötzlich sind die einfachsten Formen, mit der Welt Kontakt aufzunehmen – Sehen und Sprechen – gestört, von einem Augenblick auf den anderen ist aus dem Arrangement mit der Wunde eine Behinderung geworden.

Benn veröffentlichte dieses Gedicht 1913 in seinem zweiten Gedichtband „Söhne“. Im Vorjahr wurde er zum Doktor der Medizin promoviert und hatte eine Tätigkeit am Berliner Krankenhaus Charlottenburg aufgenommen. Mit Wunden sollte der junge Arzt und Dichter in den darauffolgenden Jahren noch genug zu tun bekommen. 1912 war auch das Todes-

¹ Benn, Gottfried, *Gedichte in der Fassung der Erstdrucke*. Hrsg. von Bruno Hillebrand. Frankfurt 1982, 65.

jahr der geliebten Mutter – der Titel dieses Gedichts im Erscheinungsjahr 1913 greift den schmerzlichen Verlust auf wie ein Ruf: „Mutter“.

Wer jemals einen Menschen verloren hat – mag es durch den Tod oder durch das Leben geschehen sein – wird sich in diesem Text wiederfinden. Menschen, die trauern, können von Wunden erzählen, die sich nicht schließen, die nicht immer schmerzen und die doch plötzlich mit nie geahnter Kraft aufzubrechen vermögen. Es gibt Tage, an denen sie sich plötzlich bei einem Gegenstand oder einem Wort erinnert fühlen an den Menschen, der nicht mehr da ist – Ausbrüche des Schmerzes, die die Sprache verschlagen können und unfähig machen, die Umwelt, das eigene Leben und die noch lebenden Menschen wahrzunehmen.

„Mutter“ – das hat auch noch einen anderen Klang. Seit der Psychoanalyse *Sigmund Freuds* wissen wir, daß das „Elternimago“, das Bild der Mutter oder des Vaters, von ungeheuer belastender Bedeutung für die Psyche des heranwachsenden Kindes sein kann. Es gibt Wunden, die trage ich seit Kindertagen mit mir herum, oftmals habe ich mich damit so arrangiert, daß ich sie gar nicht mehr wahrnehme: „Nur manchmal plötzlich bin ich blind und spüre / Blut im Munde.“ Meine offenen Wunden lassen sich nicht wegretuschieren; meine Geschichte kann zugleich meine Wunde sein.

Es gibt eine Wunde, die uns Menschen miteinander verbindet: die Wunde der Sterblichkeit: „sie schmerzt nicht immer. Und es fließt / das Herz sich nicht draus tot“ und dennoch begleitet uns diese Wunde an jedem Tag, in jeder Nacht. *Rainer Maria Rilke* hat diese Wunde gespürt, als er schrieb:² „Der Tod ist groß. / Wir sind die Seinen / lachenden Munds. / Wenn wir uns mitten im Leben meinen, / wagt er zu weinen / mitten in uns.“

Auch die Bibel erzählt von Verwundungen:

In derselben Nacht stand er auf, nahm seine beiden Frauen, seine beiden Mägde sowie seine elf Söhne und durchschritt die Furt des Jabbok. Er nahm sie und ließ sie den Fluß überqueren. Dann schaffte er alles hinüber, das ihm sonst noch gehörte. Als nur noch er allein zurückgeblieben war, rang mit ihm ein Mann, bis die Morgenröte aufstieg. Als der Mann sah, daß er ihm nicht beikommen konnte, schlug er ihn aufs Hüftgelenk. Jakobs Hüftgelenk renkte sich aus, als er mit ihm rang. Der Mann sagte: „Laß mich los, denn die Morgenröte ist aufgestiegen.“ Jakob aber entgegnete: „Ich lasse

² Rilke, Rainer Maria, *Das Buch der Bilder*. Werke in drei Bänden, Bd. 1. Frankfurt/M. 1966. Zitiert nach: Waller, Friederike, *Alles ist nur Übergang*. Gedichte und Texte über das Sterben. Frankfurt/M. 1991, 83.

dich nicht los, wenn du mich nicht segnest.“ Jener fragte: „Wie heißt du?“ Er antwortete: „Jakob!“ Da sprach der Mann: „Nicht mehr Jakob wird man dich nennen, sondern Israel, denn mit Gott und Menschen hast du gestritten und hast gewonnen.“ Nun fragte Jakob: „Nenne mir doch deinen Namen!“ Jener entgegnete: „Warum fragst du mich nach meinem Namen?“ Und er segnete ihn dort. Jakob gab dem Ort den Namen Penuel und sagte: „Ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen und bin doch mit dem Leben davongekommen.“ Und die Sonne schien bereits auf ihn, als er durch Penuel zog; er hinkte an seiner Hüfte. (Gen 32, 23–32)

Jakob, auf den diese Geschichte hin gedichtet wurde, muß sich früh, noch vor Sonnenaufgang, einem Mann stellen, der mit ihm ringt.³ Der Erzähler erweckt den Anschein, als ließe Jakob alle seine Frauen und Kinder, seine ganze Habe vorausziehen, um ganz allein zurückzubleiben an der Grenzfurt des Jabbok. Es gibt solche Augenblicke im Leben, in denen es ums Ganze geht, in denen niemand mehr beistehen und helfen kann, wo man sich stellen muß und nicht mehr weglauen kann. Der Erzähler hat sich bemüht, durch Wortspiele (etwa durch den Bezug von Jakob und Jabbok) deutlich zu machen, daß dies die „Stunde des Jakob“ ist.

Plötzlich, wie aus dem Nichts, beginnt der Kampf, ein unüberschaubares Handgemenge, von dem kaum zu sagen ist, wer gerade die Oberhand hat. Jakob geht aus diesem Kampf versehrt hervor: „Jakobs Hüftgelenk renkte sich aus, als er mit ihm rang“. Und dennoch hat er Energie genug, den Gegner so lange im Griff zu behalten, bis dieser ihn segnet. Der Erzähler fügt – für uns kaum nachvollziehbar – ein längeres Gespräch in den heftigen Kampf ein, in dem auf die Frage des Fremden „Was ist dein Name?“ (Was ist es um deinen Namen? Was bedeutet er?) Jakob einen neuen Namen, den Ehrennamen „Israel“ erhält, denn – so sagt der Fremde –: „mit Gott und Menschen hast du gestritten und hast gewonnen“ – wir würden sagen: „Jakob hat sich einen Namen gemacht.“

Erst an dieser Stelle läßt der Erzähler uns ahnen, mit wem es Jakob da frühmorgens zu tun hat: „gestritten hast du mit Gott und hast gewonnen“. Ein ungeheuerliches Zeugnis, das dem Jakob hier ausgestellt wird. Mose fürchtet sich, Gott anzuschauen (Ex 3,6), Jakob kann am Ende dieses Kampfes sagen: „Ich habe Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen“. Noch ungeheuerlicher, wie der Erzähler uns Gott schildert: im Morgengrauen angreifend, den Menschen wie aus dem Nichts überfall-

³ Nachfolgende exegetische Grundlegungen verdanke ich den anregenden Beiträgen Peter Weimars zur exegetischen Diskussion um Gen 32,23–32 (33) in: *MThZ* 40 (1989), H. 2, 79–113 und *BN* 49 (1989), 53–81 sowie *BN* 50 (1989), 58–94.

lend. Es entspricht dieses Gottesbild so gar nicht unserer Vorstellung vom „lieben Gott“, vom „gütigen Vater“, der seine Kinder liebt. Es ist typisch für die Theologie des Erzählers dieser Jakobgeschichte, daß er so etwas wie „Gottesverdunklung“ (*O. v. Horvath*) zu betreiben sucht. In anderen Erzählungen, die ebenfalls auf diesen Erzähler zurückgehen, wird Gott ähnlich vorgestellt: in Gen 22 „überfällt“ Gott plötzlich Abraham mit der Forderung, seinen Sohn zu opfern; in Ex 4,24–26 wird uns von Mose erzählt: „Unterwegs aber, dort wo er übernachtete, trat ihm der Herr entgegen und wollte ihn töten.“ Gott außer Kontrolle – möchte man von unserer Gottesvorstellung her meinen. Und doch: wer sich auf Gott einläßt, wer ihn wirklich als Gegenüber ernst nimmt, wer mit Gott streitet, der wird sehr schnell erfahren, wie unberechenbar Gott sein kann, der wird sich an dem Schweigen Gottes möglicherweise sehr bald in einem theologischen Wortgefecht, in welchem er Gott „in der Tasche“ zu haben meint, die Hüfte ausrenken. Gott bleibt immer auch das dunkle Geheimnis, die „Wunde auf meiner Stirn, die sich nicht schließt“, der Gegenstand meiner Trauer. Ein solches Gottesbild, wie das des Erzählers unserer Jakobgeschichte, läßt sich nicht durch theologische Spitzfindigkeiten entschärfen.

Die kleine Erzählung ist hineingestellt in einen größeren Erzählbogen, dem es um Esau und Jakob zu tun ist. Wer die Geschichte kennt, weiß, daß Jakob dem erstgeborenen Bruder Esau „um ein Linsengericht“ das Recht der Erstgeburt abhandelte, sich mit ein wenig Tierfell die ihm fehlenden sekundären Geschlechtsmerkmale ersetzte und sich dem sterbenden Vater – solchermaßen getarnt – als Esau zu erkennen gab, um sich den Erstgeburtssegen zu sichern. In Gen 33 wird Jakob dem Esau nach Erbstreitigkeiten erneut begegnen. Ein späterer Redaktor hat die ursprünglich hier nicht angesiedelte kleine Erzählung Gen 32,23–32 (33) so eingefügt, als sei dieser „Morgengrauenkampf“ (*N. Sachs*) geradezu die Voraussetzung für die Begegnung von Esau und Jakob. In Gen 33,4 lesen wir: „Esau eilte ihm entgegen und umarmte ihn.“ Und um die Beziehung beider Erzählungen aufeinander anzudeuten, benutzt der Redaktor für „umarmen“ und „ringen“ dasselbe hebräische Wort. Jakob geht als ein anderer aus dem Kampf hervor, der neue Name, die neue Identität ermöglichen ihm, Esau entgegenzuziehen.

Das Große dieser kleinen Erzählung scheint mir das Paradox zu sein, von dem hier erzählt wird. Jakob geht versehrt aus dem Ringkampf hervor: „er hinkte an seiner Hüfte“. Und dennoch: Der Behinderte ist zugleich der Gesegnete, trägt den Würdenamen „Israel“, kann von sich sagen, er habe Elohim „von Angesicht zu Angesicht gesehen“, kann sich sehen lassen. In Vers 32 heißt es abschließend recht ungewöhnlich: „Und

die Sonne schien bereits auf ihn, als er hinüberzog an Penuel.“ Jakob sieht die Welt nach diesem Kampf mit anderen Augen, ihm ist in der aufgehenden Sonne, in der aufsteigenden Morgenröte ein Licht für sein Leben aufgegangen. Aus der Nacht der Einsamkeit ist *sein* Tag geworden.

Dieses Paradox, die spannungsgeladene Existenz, „angeschlagen“ und „ausgezeichnet“ (*G. Fuchs*) zugleich zu sein, ist etwas, worüber vielleicht nur die Menschen erzählen können, die sich in langen Nacht-und-Nebel-Kämpfen aus Trauer und Angst, Krankheit und Not durchgerungen haben zum Leben – und die doch auch jetzt immer noch hinkend durchs Leben gehen, immer noch eine Wunde tragen, „die sich nicht schließt“. *Nelly Sachs* hat dieses der Erzählung vom „Gotteskampf“ zugrundeliegende Paradox in ihrem Gedicht „Jakob“ in unnachahmlicher Weise zur Sprache gebracht:⁴

„Seliger für uns,
die in Vergessenheit Verkaufsten,
ächzend im Treibeis
von Tod und Auferstehung
und vom schweren Engel über uns
zu Gott verrenkt
wie du!“

Vielleicht ist dies die Existenzform des Menschen überhaupt: angeschlagen und ausgezeichnet zugleich, behindert und gesegnet zu sein, lebensfähig und doch versehen mit einer Wunde, „die sich nicht schließt“ und die mir nur allzuoft die Sinne nimmt. Es gibt den „Phantomschmerz“, den die vielen „Amputationen“ liebster Menschen in unserem Leben hinterlassen haben. Es gibt das schmerzhafte „Weinen“ des Todes dort, wo wir uns „mittten im Leben meinen“. Die unausweichliche Gewißheit des eigenen Todes, der alles relativiert, was wir tun und beginnen, jene „Jabbokfurt“ unseres Lebens, an der wir allein zurückbleiben müssen, ist unsere Wunde, die „Wunde, in der wir wohnen“, wie *Nelly Sachs* es an anderer Stelle einmal gesagt hat. In der Wunde wohnen – welch ein Paradox. Wem gelingt es schon, sich einzurichten in einer Wunde, „die sich nicht schließt“?

Die Jakoberzählung möchte uns Mut machen – uns Menschen zwischen Leben und Tod, zwischen Behinderung und Segen. Sie möchte uns Mut machen, mit jenem „schweren Engel über uns“ den Kampf aufzunehmen, ihn nicht zu lassen, bis wir einen neuen Namen und eine neue Identität aus diesem Kampf gewinnen, bis wir „zu Gott verrenkt“ sind.

⁴ Sachs, Nelly, *Fahrt ins Staublose*. Frankfurt/M. 1988, 90f.

Dort, wo jeder Ausweg abgeschnitten scheint, wo der „dunkle Engel“ Jakob überfällt, mobilisiert dieser seine letzten Kräfte. Am Ende hat er seinen Segen, seinen „Platz an der Sonne“ erkämpft.

Ganz gleich, in welcher Lebenssituation wir im Moment stehen, ganz gleich, in welchen Alltag wir morgen – vielleicht ein wenig mehr hinkend als bisher – zurückkehren: wir haben die Kraft aus dem alltäglichen Gotteskampf nötig. Das Wissen, daß die Sonne strahlt, offene Arme für die anderen, die Fähigkeit, mit offenen Wunden zu leben, mag ein Hinweis darauf sein, ob wir gesegnet aus dem Kampf hervorgegangen sind.

Kardinal Newman

Skizzen zu Person und Gestalt*

Wolfgang Klaghofer-Treitler, Senftenberg

John Henry Newman (1801–1890)¹ lebte in einer Zeit, die als Zeit der Auflösung begriffen werden kann: Die großen Geister, die gewaltige Synthesen zu bilden verstanden, waren dahin, und was auf sie folgte, war Eklektizismus, der sich in Einzelnes verlor; Kant, Fichte, Hegel und Schelling, diese vier großen Denker, die in diesen wenigen Jahrzehnten die Geistesgeschichte fulminant vorantreiben konnten, standen auf geistiger Höhe, in welcher Zusammenschau und also in aller Bestimmtheit „*systema*“ zu setzen war, wie sie für die Folgezeit zwar bestimmt blieb, jedoch nicht als solche bestehen und einfach hin wiederholt werden konnte; vielmehr brachen aus diesen Totalitäten, aus diesen Denkmälern des Geistes die folgenden Denker Brocken aus und nutzten diese als ihr

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages, gehalten am 6. November 1990 anlässlich einer Festveranstaltung des Katholischen Akademikerverbandes der Erzdiözese Wien zum 100. Todestag John Henry Kardinal Newmans; anschließend daran eine Lesung von Originaltexten durch Kammerschauspieler Prof. Erich Auer.

¹ Veröffentlichungen der Internationalen *Cardinal Newman Gesellschaft* (Begründet von H. Fries und W. Becker). Heroldsberg, Sigmaringendorf 1948–1990 (bisher 14 Folgen); G. Biemer, *John Henry Newman als Zeuge und Animateur des Glaubens*, in: *Theologische Berichte* 18 (1989) 61–88; C. S. Dessain, *John Henry Newman. Anwalt redlichen Glaubens*. Freiburg, Basel, Wien 1981; S. Gilley, *Newman and his age. A biography of Cardinal Newman*. London 1990; M. Laros, *Kardinal Newman* (= Religiöse Geister 4). Mainz 1921; N. Schiflers, *Weltverständnis und Weltverhältnis bei Newman*, in: *Geist und Leben* 35 (1962) 208–219.